

Ansätze einer feministischen Sprachkritik in ihrer Bedeutung für die Soziale Arbeit

Schmid, Gloria

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmid, G. (2017). Ansätze einer feministischen Sprachkritik in ihrer Bedeutung für die Soziale Arbeit. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 37(143), 87-94. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-66279-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Gloria Schmid

Ansätze einer feministischen Sprachkritik in ihrer Bedeutung für die Soziale Arbeit¹

Soziale Arbeit ist ausgelegt auf zwischenmenschliches Arbeiten. Sozialarbeiter_innen werden ausgebildet, um anderen Personen Zugänge zu ihnen verschlossenen Möglichkeiten zu ebnen. Ein Großteil der Arbeit besteht aus Kommunikation: Sozialarbeiter_innen sprechen mit und über Personen. Dieses Sprechen kann jedoch in vielerlei Hinsicht Barrieren aufbauen, wo es den Abbau dieser intendiert. In diesem Beitrag möchte ich Anhand feministischer Sprachkritik, Ausschlussprozesse innerhalb verschiedener Sprachpraxen aufzeigen und dadurch das emanzipatorische Potential dessen für die Soziale Arbeit darlegen.

Feministische Sprachkritik ist ein Baustein, um geltende Normen zu hinterfragen und zu kritisieren.

Ihre Bedeutung in der Sozialen Arbeit lässt sich v.a. in der Theorie messen. Mir geht es dabei um Konzepte, die anhand von bestimmten politischen Haltungen konzipiert werden und nicht etwa um Forderungskataloge oder Handlungsanweisungen.

So sollen Sozialarbeiter_innen nicht etwa dazu gebracht werden, „neue Sprachstile“ 1 : 1 zu übernehmen, im besten Falle könnte bereits während der Ausbildung/des Studiums eine Sensibilisierung hin zu einer weniger diskriminierenden Sprache stattfinden, die sich in ihrer späteren Praxis auswirkt.

Wie feministische Sprachkritik ihren Widerhall aber in der Praxis von Sozialarbeiter_innen hat, werde ich im Text anhand eines Beispiels von Noah Sow

¹ Der Großteil dieses Beitrags ist meiner Bachelorarbeit „Sprache – Macht – Soziale Arbeit“ (Schmid 2014) entnommen. Diese beschäftigte sich mit der Verknüpfung von Sexismus und Rassismus in der Sprache Sozialer Arbeit. Hier habe ich mich nun, aus redaktionellen Gründen, nur auf Sexismus fokussiert und meine Erfahrungen der letzten zwei Jahre als Lehrende des Themas: „Gender in der Sozialen Arbeit“ mit eingebracht.

erarbeiten. Ich stelle feministische Sprachkritik vor, indem ich zu Beginn meine Schreibformen und deren Relevanz darlege. Anschließend werde ich über die Herstellung eines kollektiven „Wir“ und über die Verknüpfung von Feminismus und Gender Studies schreiben, um letztendlich über Sows Beispiel auf aktuelle politische Debatten in Bezug auf das Thema „Gender“ in Deutschland einzugehen.

Sprache als Medium zu betrachten beinhaltet die Annahme, dass die Art, wie ich spreche, wie ich mit und über Personen spreche, wie ich Personen(gruppen) be- und entnenne, Machtpotentiale in sich birgt, die zu sozialen Ausschlussmomenten führen können. Zentrale Fragen hier sind: Wer wird durch die Bezeichnungen wie repräsentiert? Welche Personen werden zitiert und dadurch auch sichtbar? Und: An welches Publikum wird sich gewandt? Welche Personengruppen werden adressiert?

Die Zielgruppe von Maßnahmen Sozialer Arbeit ist i.d.R. nicht die gesellschaftlich privilegierteste. Menschen, die Soziale Arbeit in Anspruch nehmen (müssen), benötigen meist Unterstützung. Es handelt sich hierbei um diverse marginalisierte Gruppen. Ich fokussiere hier auf die durch Sexismus diskriminierten gesellschaftlichen Personengruppen, d.h. prinzipiell auf alle Positionen, die nicht weiß und cis-hetero-männlich sind. Teil des Versuchs einer Ent-Marginalisierung bestimmter Positionen ist es, die im Schatten stehenden in das Scheinwerferlicht zu rücken, um auf Missstände aufmerksam zu machen. Ich versuche das in diesem Text anhand von Schreibformen, so werde ich Beispielsweise in diesem Text durchgehend das Femininum (die Sozialarbeiter_in) für alle Personenbezeichnungen verwenden. Ich verwende den statischen Unterstrich (auch: gender gap) zwischen der konventionalisiert männlichen und der konventionalisiert weiblichen Wortendung von Personenbezeichnungen sowie feminine Artikel und Pronomen. Damit sollen sowohl die Herstellung von „Männern“ als Norm diskutierbar als auch Genderidentitäten jenseits der konventionalisierten Zweigeschlechtlichkeit wahrnehmbar gemacht werden. Auch die Frage, welche Personen zitiert werden, welche Genealogie eines Gedankens ich schaffe und welcher Person ich eine Sprecher_innenposition zukommen lasse, ist relevant.

Genealogien sind in diesem Kontext Wissensbildungsprozesse, die Personen in ihrem Leben durchlaufen haben und die zu der „eigenen“ Haltung der Verfasser_innen geführt haben. „Anscheinend hat jeder Text mehr Quellen, als er in seiner eigenen Begrifflichkeit rekonstruieren kann“, so Butler (Butler 2012: 12), und diese Quellen seien so grundlegend in der Sprache des Textes verwoben, dass eine Entwirrung unmöglich erscheint (ebd.).

Dieser Auffassung folgend, ist es unmöglich, ein korrektes Literaturverzeichnis für einen Text zu erstellen, eine „wahre“ Genealogie eines Gedankens zu entwi-

ckeln, eine Urheber_in von Thesen zu finden. Gerade in dieser Unmöglichkeit der Entdeckung der „Wahrheit“ an sich liegt ein kritisches Potential von Texten, denn hier kann die Schreibend_e selbst bewusst eingreifen und entscheiden, welche Quelle sie zitieren möchte und welche nicht. Es ist immer auch die Frage, welcher Wahrheit nachgegangen werden soll. Für jede These findet sich eine Gegenthese und keine Autor_in ist „objektiv“ genug, um nicht ihre eigene Meinung in einen Text mit einfließen zu lassen. Die zugrunde liegende Meinung oder Haltung ist eine erworbene, durch anderer Menschen Gedanken und Texte, die dann durch sie weiterentwickelt werden. Somit kann davon ausgegangen werden, dass jeder Text einen bestimmten Standpunkt vertritt und die Frage nach der Objektivität oder Subjektivität der Aussagen nur darin bestehen kann, ob die Autor_in den eigenen Standpunkt spezifiziert oder nicht.

Adressierungen, also die Frage, an welche Personen sich ein Text richtet bzw. welche Leser_innengruppe eine Verfasser_in beim Schreiben vor Augen hat, führen zur Herstellung eines „Wir“ und somit auch zur Konstruktion eines „anderen“ oder „fremden“. Je nachdem wie die Autor_in sozial positioniert ist, fällt dieses „wir“ anders aus und sagt somit viel über die schreibende Person aus. Diese Herstellungsprozesse fußen oft auf zuvor vorgenommenen Kategorisierungen. Als Beispiel für solche Kategorisierungen wähle ich das Thema Geschlecht und Feminismus, da sich daran alle für diesen Beitrag relevanten Fragen nach der Perspektive durchexerzieren lassen.

Butler fragt in *Das Unbehagen der Geschlechter*, wie die Kategorien des Geschlechts durch die Sprache konstruiert werden (vgl. ebd.: 10), und weiter, was (welche Inhalte) z.B. die Kategorie „Frau“ konstituiert, was sie also bedeutet (vgl. ebd.: 16). Im Feminismus wurde durch die Diskussion über die Frage nach der Überwindung des als zentral gesetzten Patriarchats der Versuch der Konstitution der Kategorie „Frau“ durch Feminist_innen unternommen, doch über die zentralen Inhalte der Kategorie konnte keine Einigkeit gefunden werden. Die Tatsache, dass keine Einigkeit über die Inhalte der Kategorie „Frau“ gefunden werden konnten, sollte nachdenklich machen. Ist das ein Spezifikum der Kategorie Frau? Oder ist nicht jede Kategorie, bei näherer Betrachtung brüchig und eben nicht unangreifbar?

Butler schreibt dazu:

„Zwar haben zahlreiche Debatten über die verschiedensten Fragen stattgefunden: Gibt es eine Gemeinsamkeit unter den ‘Frauen’, die ihrer Unterwerfung vorangeht, oder verdankt sich das Band zwischen den ‘Frauen’ einzig und allein ihrer Unterdrückung? Lässt [!] sich die Besonderheit der Frauenkulturen unabhängig von ihrer Unterordnung unter die hegemonialen maskulinen Kulturen denken? Oder

bestimmen sich die Besonderheit und Einheitlichkeit der Kulturen und Sprachpraktiken von Frauen immer gegen und damit zugleich in der Terminologie eines übergeordneten Kulturgebildes? Gibt es ein Gebiet des spezifisch Weiblichen, das sowohl vom Männlichen als solchen unterschieden ist als auch in seiner Differenz durch eine unmarkierte und damit hypothetische Universalität der Kategorie 'Frau' erkennbar ist?" (ebd.: 19).

Meiner Auffassung nach gibt es kein „Gebiet des spezifisch Weiblichen“ und keine „hypothetische Universalität der Kategorie 'Frau'“. Es gibt aber gesellschaftliche Strukturen, in denen wir uns alle bewegen und die unterschiedlichen sozialen Positionen u.a. anhand des sogenannten Geschlechts unterschiedliche Rollen, Möglichkeiten und Zugänge ermöglichen. Hier muss eine theoretische Unterscheidung zwischen dem Feminismus als politischer Position und den Gender Studies als theoretisches Konzept unternommen werden.

Der Feminismus braucht „die Frauen“ als Identitätskategorie, um sich selbst zu legitimieren, so Butler. Über diese Verkürzung von Personen zu einer sie definierenden Identitätskategorie haben sich viele geärgert und im Zuge dessen vom Feminismus abgewandt. Sie wurden durch die feministischen Theorien nicht repräsentiert und durch deren Fokussierung auf „die Frauen“, ausgeschlossen. Dieser Bruch zwischen „dem Feminismus“ und „den Frauen“, die sich nicht durch feministische Theorien repräsentieren lassen wollen, zeigt die Grenzen der Identitätspolitik auf (vgl. ebd.). So scheint es nicht möglich, Feminismus mit Frauen gleichzusetzen, da nicht jede Frau Feminist_in und nicht jede Feminist_in Frau ist. Ich plädiere dafür, Feminismus als politisches Konzept zu sehen, das gekennzeichnet ist durch die Ablehnung einer patriarchalen Struktur und Misogynie und sich dabei nicht auf die Gender- oder Geschlechtsidentitäten fokussieren muss. Die Fokussierung auf Gender- und Geschlechtsidentität läuft immer Gefahr, Binaritäten zu reproduzieren, die anhand der Theorie überwunden werden sollten. Nicht ohne Grund machen Trans*- und Inter*Aktivist_innen immer wieder darauf aufmerksam, dass sie in feministischen Debatten unterrepräsentiert sind und dadurch nicht mitgedacht werden. Hier ist die Verknüpfung von Feminismus und Gender Studies so wichtig, da in den Gender Studies der Versuch unternommen wird, der Konstruktion von Geschlecht nachzugehen und durch diese wissenschaftlichen Erarbeitungen, feministischen Forderungen wie z.B. der nach gleichen Rechten und Pflichten für alle Menschen, unabhängig von ihrem Geschlecht, weitere tragende Stützen bereitgestellt werden. So ermöglichen die Erkenntnisse der Gender Studies auch andere, nicht ordinär „weibliche“ Positionen mit in die Entwicklung hin zu einem vorurteilsbewussteren Umgang in Bezug auf Sexismus in der Sozialen Arbeit einzubeziehen. Zudem bietet sich so die Möglichkeit, sich

auf die destruktiven Effekte von Konstruktionen der Kategorien „Mann“ und „Frau“ zu konzentrieren, und deren Überwindung hin zu einer, zwar parteilichen im Sinne des Feminismus, aber inklusiveren Gesellschaft zu ermöglichen.

Die Frage nach der praktischen Relevanz theoretischer Sprachkonzepte ist eine häufig gestellte und lässt sich oft nur durch Beispiele erläutern. So ist es eine Möglichkeit, alternative Sprachstile anzuwenden und so die Leser_innen selbst Teil der praktischen Anwendung werden zu lassen. Dabei geht es nicht darum, dass alle Lesenden nach der Lektüre ihre Schreibpraxis anpassen, sondern es geht um das Überdenken der eigenen Haltung und Handlung. Die Reflexion über Sprache, Sprachgebrauch und die eigene Praxis steht im Vordergrund.

Eine andere Möglichkeit, die praktische Relevanz von Sprachkritik zu überprüfen, ist es, über Herstellungsprozesse von als „normal“ verhandelten Bezeichnungspraxen zu schreiben und sie mit Gegenbeispielen zu kontrastieren. Ein solches Gegenbeispiel liefert Sows Ethno-Lexikon: Sow hat in ihrem Buch *Deutschland Schwarz Weiß* ganz am Ende ein Ethno-Lexikon angefügt, der Untertitel heißt: „Phänomene und Begriffe aus Ethnologie und Völkerkunde, erklärt anhand des hiesigen Kulturkreises“ (Sow 2009: 283). Der „hiesige Kulturkreis“ ist dabei „der deutsche“ Kulturkreis. Die dort erklärten Begrifflichkeiten können als Ausgangspunkt für die kritische Reflexion der eigenen Klassifikationssysteme herangezogen werden.

So schreibt Sow z.B. über den Begriff „Dokumentarfilmer[_innen]“: „Dokumentarfilmer[_innen] sind Eingeborene, die jemanden beim Fernsehen kennengelernt haben und daher die Welt aus ihrer Sicht interpretieren dürfen. [...] Die gesellschaftliche Funktion de[_r] Dokumentarfilmer[_in] besteht darin, dem eigenen Stamm aufzuzeigen wie lustig/komisch/verbrecherisch/anders all die anderen Stämme sind“ (ebd.: 285).

Sow interveniert hier in die hegemoniale Vorstellung von Dokumentarfilmer_innen als „objektive Beobachter_innen“, die von einem „neutralen Standpunkt“ aus Beschreibungen einer für sie unbekannten Welt, ihrem bekannten „Kulturkreis“, oder wie Sow es auch nennt, „Stamm“ erklären. Diese Definition kann m.E. auch auf Wissenschaftler_innen übertragen werden. Auch Wissenschaftler_innen nehmen die Rolle von sogenannten „objektiven Beobachter_innen“ ein, sie erklären, je nach Fachgebiet spezifische Phänomene der Welt. In den Sozialwissenschaften sind das i.d.R. Verhaltensweisen von Menschen, die einem spezifischen Fachpublikum präsentiert werden. Der „neutrale Standpunkt“, den die soziale Position als Wissenschaftler_in bietet, erlaubt es, über andere zu sprechen und sich selbst quasi unsichtbar zu machen.

Unter dem Begriff „Stamm“ ist in diesem Lexikon zu lesen:

„Ethnische Gruppe mit gemeinsamen Traditionen und Bräuchen. Anders als ein Volk verbleibt der Stamm in einem niedrigeren Entwicklungsstadium. Es ist nicht schwer nachzuvollziehen, dass etwa das Zu-sich-Nehmen kultischer Rauschgetränke vor dem Mittagessen ('Frühschoppen') zur Isolierung des Stammes führen kann, was von den Stammesmitglieder[n] zuweilen allerdings durchaus beabsichtigt ist“ (ebd.: 293f.).

Sow setzt hier eine neue Norm des Begriffes „Stamm“, in dem sie Bayern als Stammesgebiet definiert. Hierdurch soll ein Umdenken der gewohnten (rassistischen) Muster in Gang gesetzt werden, das ein Hinterfragen der Ordnungssysteme beinhaltet. „Stämme“ (wie der bayerische) sind demnach schwer an die „zivilisierte“ Welt anzugliedern (vgl. ebd.), unter dem Stichwort „zivilisiert“ steht bei Sow:

„Zivilisiert ist, was d[ie] Dokumentarfilmer[in] von [ihrer] Mutti als gesellschaftlich akzeptabel beigebracht bekommen hat [...]. Das ebenfalls häufig verwendete Antonym 'unzivilisiert' beschreibt hingegen ein Stadium, in dem Wilde sich befinden, die so rückständig sind, dass sie es noch nicht einmal bewerkstelligt haben, ihre eigenen Flüsse mit Atom Müll zu vergiften[...]“ (ebd.: 295f.).

Wichtig ist hier die Formulierung: „was [sic] [...] beigebracht bekommen hat“, denn es ist notwendig sich bewusst zu machen, dass Sprache etwas Erlerntes und immer weiter zu Erlernendes ist. Sie ist wandel- und veränderbar, so wie sich auch Wortbedeutungen verändern können.

Die Begriffe von „zivilisiert“ und „unzivilisiert“ sind im hiesigen Sprachgebrauch heute v.a. mit rassistischen Diskursen verknüpft und es soll hier in keiner Weise in Frage gestellt werden, dass die Kritik an rassistischen Debatten und Denkmustern einen großen Schwerpunkt innerhalb der emanzipatorischen Sprachkritik haben muss. Trotzdem möchte ich eine Analogie zur feministischen Sprachkritik ziehen. Der Vorwurf an feministische oder auch an „nur gegenderte“ Sprachpraxis ist nicht mehr der der „Unzivilisiertheit“, aber „Unwissenschaftlichkeit“ oder das Anhaften einer sogenannten „Betroffenheitsperspektive“ werden immer noch häufig als Argumente gegen eine feministische Sprachkritik und für eine an dem generischen Maskulinum verhaftete Sprachpraxis angeführt.

Die ständige Beweislast der eigenen Objektivität und Neutralität, mit der u.a. feministische Autor_innen konfrontiert werden, legt die Vermutung nahe, dass der Standpunkt der Neutralität ein anderer ist. Es scheint eine Position zu geben, der zugestanden wird, Aussagen zu treffen, die nicht hinterfragt werden müssen. Bei der genaueren Analyse wird deutlich, dass auf dieser Position nur sehr wenige Menschen Platz nehmen können und vielen „qua Geburt“² dieser Platz verwehrt

2 Hier muss spezifiziert werden, dass die gesellschaftliche Position von Menschen sich selbstverständlich nicht erst bei ihrer Geburt manifestiert. Sowohl die Klasse, das

bleibt, sie also nur aus devianter Perspektive und in widerständiger Praxis gegen diese Hegemonie an arbeiten können.

Soziale Arbeit ist neben der Praxis auch eine wissenschaftliche Disziplin. Es werden Texte und Bücher von und über Sozialarbeiter_innen verfasst. Diese werden im Studium, aber auch in der Praxis verwandt, um z.B. Hausarbeiten oder Konzeptionen zu schreiben und um danach im Arbeitsalltag zu handeln. Sozialarbeiter_innen sollten verstehen können, dass die Art, wie sie über sich und andere sprechen und schreiben eine mitunter hohe Relevanz hat, da sie dadurch Menschen entweder involvieren oder ausschließen können. Daher ist es meines Erachtens notwendig, Sozialarbeiter_innen bereits in ihrer Ausbildung für Genderthemen zu sensibilisieren, um späteren (möglichen) Diskriminierungen von Seiten der Sozialen Arbeit, gegenüber den von ihr Unterstützung erwartenden Personen, vorzubeugen.

Es geht nicht nur darum, auch Feminist_innen in Seminare einzuladen sowie auch nicht alle Probleme mit einem gender gap oder Stern gelöst sind. Wie man aber an rechtspopulistischen Debatten der AfD, auf Wikimannia und bei Veranstaltungen wie der „Demo für Alle“ sieht, ist z.B. eine gegenderte Schreibform auch kein Nebenschauplatz, sondern ein heiß umkämpftes Feld. So ist der Antifeminismus in rechts-konservativen Argumentationen mittlerweile eine bindende Kraft geworden, darauf können sich alle verständigen. Eine feministische Sprachpraxis scheint mir eine angemessene Form des Widerstands gegen solcherlei rückwärtsgewandte Gesinnungen.

Antifeministische Thesen kommen nicht immer, aber immer auch aus rechts-konservativen Ecken. Der Widerstand gegen „den Genderwahn“, der sich unter sogenannten Männerrechtlern formiert, die natürlich Verbindungen zu Gruppierungen wie der AfD haben, sogenannte „Gender Kongresse“ ins Leben rufen und Wikimannia als „Hilfsportal“ initiieren, findet einen Widerhall auch in „aufgeklärten“, „progressiven“ und „linksliberalen“ Gefilden. „Es muss doch gesagt werden können“, dass z.B. „mehr Männer in die Soziale Arbeit müssen“, „Jungs die neuen Bildungsverlierer sind“ und „der Genderwahn um sich greift“. Eine Aussage wie „feministische Sprachkritik ist unpolitisch“ sollte da ebenso hellhörig machen

Herkunftsland und somit das Umfeld sind bereits durch die Eltern determiniert. Andere Aspekte werden erst nach der Geburt gesellschaftlich hergestellt, wie die Zuschreibungen anhand eines i.d.R. bei der Geburt zugeschriebenen Geschlechts, dass Auswirkung auf die Erziehung und die weitergehende Behandlung von Personen in deren Leben hat.

wie die Frage, ob ich nicht auch lieber von „Menschen mit nationalsozialistischem Hintergrund“ sprechen sollte.

Hochschulen sind kein Ort außerhalb der Gesellschaft und nicht entkoppelt von ihr, und wenn ein AfD-Mitglied an einer Universität einen Vortrag über Gender halten darf, ist dies nicht nur erschreckend, es zeigt auch, welches Potential in dieser Thematik liegt und wie wichtig es ist, darüber zu sprechen.

Literatur

Butler, Judith 2012: Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies. Vom Unterschied der Geschlechter. Frankfurt a. M.

Schmid, Gloria 2014: Sprache Macht Soziale Arbeit. Saarbrücken

Sow, Noah 2009: Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus. München

Gloria Schmid, Feldstr. 9, 63071 Offenbach

E-Mail: gloria.schmid@kultur-kollektiv.de